

Jörg Kastner

Die Farbe Blau

Roman



Roman nach den Aufzeichnungen des Malers und Zuchthausaufsehers Cornelis Batholomeusz. Suythof

Niedergeschrieben zu Amsterdam, an Bord des Seglers Tulpenburgh und zu Batavia in den Jahren 1670 bis 1673

*Für meine Frau Corinna,
die während der langen Arbeit an diesem Buch
nicht nur in Amsterdam an meiner Seite war.*

JK

Prolog:
Das untreue Herz

Wilhelm fühlte sich beklommen. Ihm war, als läge auf seiner Brust ein Mühlstein, der ihm die Luft abschnürte. Und er fror. Es war die Kälte des Todes, die ihn streifte, als er mit seinen Gästen den Speisesaal verließ, um ihnen ein paar erst kürzlich erworbene Wandteppiche zu zeigen. Nicht Prahlucht war es, was ihn dazu veranlasste, sondern ehrlicher Stolz und tiefempfundene Freude über die Kunstwerke. In Zeiten wie diesen, angefüllt von Krieg und Intrigen, bedurfte der menschliche Geist der Erholung, die das Betrachten eines schönen Gemäldes oder eines prachtvollen Wandbildnisses bot, dringender denn je.

Wilhelms Söhne Moritz und Justin führten die Zuhörer an, die einen Halbkreis um den Generalstatthalter der Niederlande bildeten. Die Männer seiner Leibwache hielten sich im Hintergrund. Sie wussten, dass der Prinz von Oranien es nicht mochte, wenn sie ihm zu nahe kamen. Er fühlte und gab sich als ein Mann des Volkes, der immer ein offenes Ohr für Bittsteller hatte. Dazu hätte es kaum gepasst, sich von einem Trupp Hellebardiere abschirmen zu lassen.

Eben wollte er seinen Zuhörern einen weiteren Wandteppich vorstellen, da entstand Unruhe unter den Wachen. Der Hauptmann, der den kleinen Wachtrupp anführte, sprach aufgeregt mit einem Mann, der offenbar versuchte, sich zwischen den Soldaten hindurchzudrängen. Wilhelm erkundigte sich, was da los sei.

»Dieser Herr will mit Euch sprechen, Prinz«, antwortete der Hauptmann und wies auf den Fremden. »Er will einfach nicht verstehen, dass Ihr jetzt anderweitig beschäftigt seid.«

Wilhelm trat zwei Schritte auf die Wachen zu und musterte den Störenfried. Der Mann war noch jung, kaum älter als zwanzig, und trug unter seinem schweren Mantel Kleidung von französischem Schnitt. Er wirkte äußerst gepflegt. Die dunkle Färbung der Haut ließ auf einen Ausländer schließen, ein Südfranzose vielleicht oder ein Italiener. Die äußere Ruhe des Fremden jedoch täuschte. Wilhelm bemerkte ein unsicheres Flackern in den schmalen Augen und sah mehrmals die Lider zucken. Der Mann schien unter großem Druck zu stehen.

Der Prinz von Oranien setzte ein freundliches Gesicht auf und hob an, den Fremden nach seinem Anliegen zu fragen. Doch bevor er noch die erste Silbe hervorbrachte, erstarrte er. Sein Blick fiel auf die Hand, die unter dem Mantel des Eindringlings hervorkam und etwas Schweres hielt. In dem Licht, das durch die großen Fenster hereinfiel, glänzte der längliche Gegenstand metallisch. Als Wilhelm endlich begriff, dass der Mann eine Pistole auf ihn richtete,

blendete ihn auch schon ein Flammenstrahl, und fast zeitgleich vernahm er die Detonation des Schusses.

Er spürte einen Schlag gegen die rechte Wange und gleich darauf einen stechenden Schmerz, während Flammen ihn umloderten: Feuer, das geradewegs vor seinem Gesicht aufflackerte. Seine Halskrause war durch den Flammenstrahl aus der Pistole entzündet worden. Endlich löste er sich aus seiner Erstarrung und schlug hektisch nach den Flammen.

Gleichzeitig sah er den Fremden an. Der stand leicht vornübergebeugt und starrte auf die Hand, die eben noch die Pistole gehalten hatte. Die Waffe war verschwunden, und von der Hand war nichts übrig, als ein paar blutige Fleischfetzen. Die Pulverladung musste die Pistole auseinandergesprengt haben – und die Hand des Attentäters gleich mit.

Zwei Diener eilten herbei und halfen Wilhelm, die Flammen zu ersticken. Auch der Angreifer wurde umringt, von Wilhelms Wachen. Hellebarden und Schwerter fuhren in den Leib des Mannes, wieder und wieder, selbst dann noch, als er mit einer grotesken Drehung zu Boden sank und reglos vor den Soldatenstiefeln liegenblieb.

Das Feuer war gelöscht, aber der Schmerz in Hals und Mund war unerträglich. Kraftlos sackte Wilhelm zu Boden, als wollte er sich im Tod mit seinem Mörder vereinen.

Verwirrt schlug Wilhelm die Augen auf. Längst hatte die Morgendämmerung die Nacht verdrängt. Ein leichtes Brennen auf seiner rechten Wange hielt die Erinnerung wach. Mehr als zwei Jahre war es jetzt her, dass er dem Anschlag wie durch ein Wunder lebend entronnen war. Der gedungene Mörder dagegen, ein Spanier namens Juan Jauréguy, hatte unter den Schwert- und Hellebardenhieben der Wachen sein Leben gelassen. Die Ärzte waren in Scharen an Wilhelms Krankenbett geeilt, hatten sich zuversichtlich gezeigt, in Wahrheit aber selbst kaum daran geglaubt, den Generalstatthalter der Niederlande, dem die Kugel durch die rechte Wange und den Gaumen gefahren war, dem eisigen Griff des Todes entreißen zu können. Jetzt noch fröstelte es Wilhelm bei der Erinnerung an die langen Wochen, während deren er daniederlag, auf Weisung der Ärzte kein Wort sprechen durfte und die vordringlichsten Regierungsgeschäfte mittels Zeichen und einiger mit unsicherer Hand niedergeschriebener Anweisungen erledigte.

Seine Gesundheit hatte sich nie ganz erholt, aber das entmutigte ihn nicht. Auch weiterhin führte er den Freiheitskampf der Niederlande gegen Spanien, und immer noch suchte er ohne Angst vor heimlichen Mördern die Begegnung mit allen, die ihm ein Anliegen vortragen wollten. Obwohl Philipps Angebot unverändert galt.

Spaniens König Philipp II. hatte demjenigen, der Wilhelm tötete, eine Belohnung von fünf- undzwanzigtausend Goldkronen versprochen, in barer Münze oder als Landbesitz. Einem Attentäter, der kein Edelmann war, winkte nach vollbrachter Tat die Erhebung in den Adelsstand. Die Tötung Wilhelms an sich war Philipp zufolge kein Verbrechen; der spanische König hatte den verhassten Rebellen mit dem Bann belegt und ihn für vogelfrei erklärt.

Wilhelm lächelte, als er aus dem Bett stieg und zum Fenster ging. König Philipps Offerte hatte ihm gezeigt, was für ein wertvoller Mann er war. Aber wichtiger war noch, dass Philipp ihn fürchtete. Als Generalstatthalter der Niederlande war er der militärische Oberbefehlshaber der sieben nördlichen Provinzen, die sich im Jahr 1579 zur Utrechter Union zusammengeschlossen und zwei Jahre später in einem feierlichen Akt vom spanischen König losgesagt hatten. Er hatte den Spaniern mehrere empfindliche Niederlagen beigebracht.

Er zog die schweren Vorhänge beiseite, um den neuen Tag zu begrüßen. Aber mitten in der Bewegung hielt er inne. Ein eisiger Hauch streifte ihn und ließ ihn erschauern, ähnlich jener Kälte, die er zwei Jahre zuvor an jenem Unglückstag in Antwerpen gespürt hatte.

Wilhelm schüttelte die Beklemmung ab und riss das Fenster auf. Hier war er in Delft, nicht in Antwerpen, und die einströmende Morgenluft kündigte einen warmen Sommertag an. Kein Grund für trübe Gedanken, sagte er sich, und nach einer kleinen Stärkung nahm er an seinem Schreibtisch Platz, um wichtige Korrespondenz zu erledigen. Er arbeitete gern in der Abgeschiedenheit des St. Agathenstifts, das einmal ein bedeutendes Kloster gewesen war und jetzt in seinem nordöstlichen Teil den Prinzenhof beherbergte.

Später am Vormittag, als aus der morgendlichen Sommerwärme schon hochsommerliche Hitze geworden war, empfing er Rombout Uylenburgh, den Bürgermeister von Leeuwarden, um mit ihm Frieslands politische und religiöse Angelegenheiten zu besprechen. Erst die Trompetenstöße, die das Mittagmahl ankündigten, unterbrachen ihre angeregte Unterhaltung. Auf dem Weg zum Speisesaal gesellten sich Wilhelms Frau Louise, seine Tochter Anna und seine Schwester Katharina, die Gräfin Schwarzburg, zu ihnen.

Ein paar Bittsteller hatten die Mittagszeit abgepasst, um Wilhelm ihre Anliegen vorzutragen, doch er wollte seine Gäste nicht warten lassen und vertröstete die Bittsteller auf die Zeit nach dem Mittagmahl. Lediglich einen jungen Franzosen, der ihm einige Male wichtige Botschaften übermittelt, und den er auch schon mit Geld unterstützt hatte, winkte er zu sich heran. Dieser François Guyon hatte sich dem Calvinismus verschrieben und erzählt, sein Vater sei in Dôle für den neuen Glauben sogar gefoltert und ermordet worden.

»Was gibt es, Guyon?«, fragte Wilhelm. »Bringst du Neuigkeiten aus Frankreich, die keinen Aufschub dulden?«

Guyon, ein schmaler Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, nahm den dunkelblauen Filzhut ab, verneigte sich und schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Neuigkeiten, Prinz Wilhelm. Aber ich hoffe, auf meiner nächsten Reise welche in Erfahrung zu bringen. Und dafür benötige ich einen Pass.« Seine Stimme klang seltsam hohl und unsicher, so als sei er sich selbst darüber im Klaren, dass dies nicht der rechte Zeitpunkt war, Wilhelm mit einer Passangelegenheit zu belästigen.

»Später, nach dem Mahl«, sagte Wilhelm etwas unwirsch und bedeutete dem Franzosen, er solle bei den anderen Bittstellern auf ihn warten.

Guyon zog sich mit verstörter Miene zurück.

Als Wilhelm mit seinen Begleitern den Speisesaal betrat, sagte Louise leise zu ihm: »Der Mann, mit dem du da eben gesprochen hast, gefällt mir nicht. Er hat sich seltsam benommen.«

Wilhelm erwiderte lächelnd: »Er ist kein schlechter Mensch. Ich bin ihm schon mehrmals begegnet. Wenn er etwas gegen mich im Schilde führte, hätte er es längst in die Tat umsetzen können. Eben war er lediglich ein bisschen unbeholfen, wahrscheinlich hat ihn die Zahl der hohen Herrschaften erschreckt.«

Erst nach dem Essen, als vor dem Speisesaal erneut mehrere Bittsteller auf ihn zukamen, fiel Guyon ihm wieder ein. Der Franzose stand in einer Reihe Wartender und schien sich in Geduld zu üben. Wilhelm besprach eine militärische Angelegenheit mit einem walisischen Offizier und wandte sich danach einem italienischen Kaufmann zu, der andeutete, er verfügte über wichtige Informationen betreffend den Seehandel im Mittelmeer. Wilhelm wollte das nicht in der Öffentlichkeit erörtern und zog sich mit dem Italiener nach oben in sein Arbeitszimmer zurück.

Als er den Kaufmann verabschiedete und vor die Tür brachte, wartete dort bereits ein englischer Offizier, der grauköpfige Captain Williams. Er ließ sich auf ein Knie nieder, um Wilhelm sein Anliegen vorzutragen. In diesem Augenblick tauchte François Guyon auf, und ein Gedanke, der alles andere beiseite wischte, durchfuhr Wilhelm: *Es ist genau wie in Antwerpen!* Guyon hielt eine schwere Doppelpistole in der Rechten und zielte auf Wilhelm. Eine Stichflamme und Pulverrauch, die ohrenbetäubende Detonation des Schusses, und schon spürte Wilhelm einen schweren Schlag gegen seine Magengegend. Der rasende heiße Schmerz, der sich von der Wunde her ausbreitete, traf auf jenen kalten Hauch, den er schon am Morgen verspürt hatte. Der Tod hielt Wilhelm im eisigen Griff und war nicht gewillt, ihn noch einmal davonkommen zu lassen.

Noch bevor der Leibarzt zur Stelle war, erlag der Prinz von Oranien seiner schweren Verletzung.

Der Todesschütze wurde gefangengenommen. Er hieß mit richtigem Namen Balthasar Gérard, stammte aus der Freien Grafschaft Burgund und war in Wahrheit katholischen Glaubens und ein treuer Untertan des spanischen Königs. Er hatte sich in Delft den Anschein eines geflohenen Hugenotten gegeben und sich so Wilhelms Vertrauen erschlichen. Vermutlich hätte er seine Tat schon viel eher ausgeführt, wäre er im Besitz einer geeigneten Waffe gewesen. Die Doppelpistole hatte er erst kurz zuvor erworben, ausgerechnet von einem Angehörigen der Leibwache Wilhelms, dem er weisgemacht hatte, er benötige die Waffe zum Schutz gegen das Gesindel, das abends die Gassen von Delft unsicher machte.

Balthasar Gérard kam nicht in den Genuss der auf Wilhelms Tötung ausgesetzten Belohnung, aber sein Vater wurde von Philipp in den Stand des Edelmanns erhoben und mit Ländereien in Burgund beschenkt. Der Attentäter wurde nach schweren Folterungen zum Tode verurteilt. Die Vollstreckung des Urteils erfolgte nur vier Tage nach dem Mord, am vierzehnten Juli des Jahres 1584, vor dem Delfter Rathaus. Eine große Menschenmenge hatte sich zusammengedrängt, und bei vielen war die Trauer um Wilhelm überlagert von der Vorfreude darauf, seinen Mörder leiden und sterben zu sehen.

Zur Enttäuschung der Schaulustigen zeigte Gérard sich standhaft und gefasst. Er biss die Zähne zusammen, als man ihm auf dem Gerüst vor dem Rathaus die Hand, die den tödlichen Schuss abgegeben hatte, mit einem glühenden Eisen brannte, bis nur noch ein verkohlter Stumpf übrigblieb. Erst als ihm glühende Zangen an verschiedenen Stellen seines Leibes ins Fleisch fuhren und Stücke davon herausrissen, entrangen sich dumpfe Schmerzenslaute seiner Kehle.

Die Henkersknetche begannen, ihn bei lebendigem Leib zu vierteilen, indem sie seinen Körper von unten herauf aufschlitzten. Jetzt bäumte er sich auf, starrte mit vor Hass glühenden Augen in die Menge und schrie: »Ich verfluche euch alle, ihr seelenlosen Calvinisten! Euch, eure Kinder und Kindeskinde. Noch in hundert Jahren soll mein Fluch über euch kommen und über alle, die in euren gottverlassenen Niederlanden leben!«

Seine Stimme erstarb in einem gurgelnden Laut, als sein Bauch aufgeschnitten und das Herz herausgerissen wurde. Das »untreue Herz«, wie es im Urteilsspruch geheißen hatte, wurde ihm dreimal ins Angesicht geschlagen. Schließlich hieb man ihm den Kopf ab, schnitt die vier Teile seines Körpers auseinander und hängte sie an die vier Bollwerke der Stadt. Das versammelte Volk verfolgte dies alles mit Genugtuung, aber ein Schatten hatte sich auf die Men-

schen gelegt, und noch lange sprach man in Delft wie überall in den Niederlanden von Balthasar Gérards Fluch.

1. Kapitel : **Der Tod im Rasphuis**

Amsterdam, 7. August 1669

»Komm her, Cornelis, und ramm mir dein Messer in den Wanst!«

Ossel Jeuken lachte rau und wackelte dabei mit dem Kopf, was seine fleischigen Wangen beben ließ. Die Augen unter den wulstigen Brauen zwinkerten mir aufmunternd zu und schienen mich gleichzeitig zu necken. Ossel stand drei, vier Schritte vor mir, den massigen Oberkörper leicht nach vorn gebeugt, die Arme mit den kräftigen Pranken ausgestreckt, als wolle er mich umarmen.

Oder mich zerdrücken, dachte ich, der ich selbst nicht gerade klein von Gestalt bin. Ossel aber überragte mich noch um Haupteslänge, und seine Arme hatten beinahe den Umfang meiner Oberschenkel.

Dennoch schien es mir verwegen, dass er mich aufforderte, das spanische Klappmesser mit der langen gebogenen Klinge zum Angriff zu benutzen. Ich hielt mich für recht geschickt mit der Waffe, die ich einem englischen Seemann beim Würfelspiel abgenommen hatte.

»Was zögerst du, Cornelis?«, dröhnte Ossel.

»Du willst es nicht anders«, knurrte ich und griff ihn mit einem schnellen Ausfallschritt an. Zugleich stieß meine Rechte das Messer gegen seinen massigen Brustkorb.

Doch Ossel stand nicht mehr an derselben Stelle. Innerhalb eines Augenblicks hatte er seine Position geändert, mit einer Schnelligkeit und Gewandtheit, die sein schwerfällig wirkendes Äußeres Lügen strafte. Statt vor der spanischen Klinge zurückzuweichen, hatte er, schräg versetzt, einen Schritt nach vorn gemacht und mich mit festem Griff gepackt. Seine rechte Hand umfasste meinen Nacken und Hinterkopf, und die linke krallte sich in meinem rechten Oberarm so fest, dass es weh tat. Ehe ich mich noch besinnen konnte, brachte Ossel mich mit einer schnellen Drehung aus dem Gleichgewicht. Sein rechter Arm umspannte jetzt meinen Rücken, und mit der linken Hand malträtierte er meinen Arm. Letzteres hatte einen stechenden Schmerz zur Folge. Meine Hand zuckte unkontrolliert, und das Messer fiel mit einem lauten Klirren auf den schmutzigen Boden. Als Ossel den Druck auf meinen Rücken erhöhte, verlor ich vollends das Gleichgewicht und fiel hart auf meine Schulter.

Ich atmete heftig, schnappte nach Luft und schöpfte neue Hoffnung, als ich dicht neben mir die Messerklinge aufblitzen sah. Meine Hand flog zur Waffe, aber Ossels lederbeschuhter Fuß war schneller und klemmte das Messer auf dem Boden fest.

»Du solltest eingestehen, dass du verloren hast«, sagte er, von einem Ohr zum anderen grin- send, und beugte sich über mich. »Ein Mann sollte Tapferkeit niemals mit Dummheit ver- wechseln.«

Ich starrte zu ihm hinauf wie ein kleiner Junge zu seinem übermächtigen Vater und seufzte: »Ich gebe mich geschlagen. Gegen dich ist kein Kraut gewachsen, Meister Jeuken. Du bist ebenso stark wie geschickt.«

»Stark bin ich von Natur aus, die Geschicklichkeit habe ich durchs Üben erlangt«, erwiderte Ossel und streckte die Hand aus, um mir aufzuhelfen. »Wenn du genauso fleißig übst wie ich, wirst auch du die Kunst des Ringens beherrschen.«

»Bei solch einem Lehrmeister mit Sicherheit«, sagte ich, während ich rote Holzspäne von der Messerklinge wischte. Mein Arm schmerzte gehörig, aber ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen. Schließlich war ich es gewesen, der um diese Übungsstunde gebeten hatte.

Ossel schüttelte den Kopf. »Ein Meister bin ich nun wirklich nicht, aber ich habe das Ringen bei einem wahren Meister gelernt.«

»Bei wem?«, fragte ich und klappte die Messerklinge zurück in den mit Messing und Hirsch- horn beschlagenen Griff.

»Nicolaes Petter«, antwortete Ossel beiläufig, doch er wusste genau, welche Wirkung der Name hatte.

»Bei Nicolaes Petter, dem Leiter der berühmten Ringkampfschule?«, hakte ich dann auch staunend nach.

»Dem Begründer der Ringkampfschule«, stellte Ossel richtig. »Inzwischen wird sie von ei- nem seiner Schüler geleitet, Robbert Cors.«

Es schien mir, als spreche mein Freund diesen Namen mit einiger Abneigung aus.

»Schwatzen wir nicht von vergangenen Zeiten«, sagte Ossel und baute sich breitbeinig vor mir auf. »Du wolltest von mir die Kunst des Ringens lernen, also los. Komm noch einmal auf mich zu, aber ganz langsam jetzt. Dann zeige ich dir, mit welchen Bewegungen ich deinen Angriff abgewehrt habe. Ein bisschen Kraft und etwas mehr Köpfchen wiegen schwerer als dein spanisches Messerchen, Cornelis.«

Ich nickte und machte mich zum Angriff bereit. Atmete tief durch und nahm den Geruch von frischem Holz in mich auf. Wir hatten uns für unsere Übungen das große Lager ausgesucht, in dem das brasilianische Hartholz darauf wartete, von den Insassen des Rasphuis zersägt und zerrieben – geraspelt – zu werden. Gerade als ich auf meinen Freund losgehen wollte, erscholl eine laute Stimme: »Ossel! Ossel! Wo steckst du?«

»Das ist Arne Peeters«, sagte Ossel verwundert und rief dem Arbeitskameraden zu: »Wir sind im Holzlager, Arne!«

Eilige Schritte kamen näher, die schwere Holzbohlentür flog donnernd auf, und Arne Peeters streckte seinen kahlen Kopf herein. Atemlos stammelte er: »Ossel, du musst sofort zu Melchers' Zelle kommen, schnell! Es ist was Schreckliches passiert!«

»Was?«, fragte Ossel nur und griff ruhig nach seinem lederbedeckten Wams, das er neben einem Holzstapel abgelegt hatte. »Melchers ... er ist tot!«

Von einer Sekunde auf die andere war Ossels Ruhe dahin. »Wie das?«, schnappte er und streifte hastig das Wams über.

»Er hat sich umgebracht. Ich wollte ihm das Essen bringen, da habe ich es gesehen. Die ganze Zelle ist voller Blut!«

Im Laufschrift folgten wir Peeters zur Zelle des Blaufärbermeisters Gysbert Melchers. Als wir durch den großen Raspsaal kamen, warfen die hart arbeitenden Gefangenen uns neugierige oder auch feindselige Blicke zu, ohne jedoch in ihrer Arbeit innezuhalten. Späne flogen durch den Raum, es roch nach Schweiß und Holz, und über allem schien der Geruch des Todes zu schweben. So jedenfalls kam es mir vor, während ich mit den beiden anderen Aufsehern zur Zelle des Mannes eilte, dessen Fall sechs Tage zuvor ganz Amsterdam erschüttert hatte. Gysbert Melchers war einer der angesehensten Blaufärber der Stadt und ein weit über Amsterdam hinaus geachtetes Mitglied seiner Zunft. Ein Mann, der sein Gewerbe mit Tüchtigkeit und Geschäftssinn betrieb und es zu ansehnlichem Wohlstand gebracht hatte. Nichts in seinem Verhalten, so sagten es später die Zeugen aus, hatte auf die Untat hingedeutet.

Am vergangenen Sonntagabend hatte er seine Frau und seine Kinder, einen Jungen von dreizehn Jahren sowie ein elf und ein acht Jahre altes Mädchen, auf grässliche Weise getötet. Er hatte sie mit einem Messer niedergestochen, ihnen reihum die Köpfe abgeschlagen und diese in einen Bottich mit Färberküpe geworfen. Bekanntgeworden war die Tat erst am Montagmorgen, als Melchers' Gesellen das über den Sonntag in die Küpe gelegte Tuch herausholen wollten, um es an der frischen Luft zum Trocknen aufzuhängen. Einer der Männer, ein gewisser Aert Tefsen, zog mit den Tüchern auch die Köpfe der Ermordeten hervor. Die aufgeregten Gesellen suchten ihren Meister und fanden ihn in einem abgelegenen Winkel seines Hauses, wo er wie ein in die Enge getriebenes Tier am Boden kauerte und sie anstarrte. Er brachte kein vernünftiges Wort heraus. Neben ihm lag die blutige Axt, und seine Hände wie auch seine Kleider waren voller Blut. In der Wohnstube fanden die Gesellen kurz darauf die blutüberströmten Leiber der Ermordeten. Man brachte Melchers zum Verhör ins Rathaus, und erst unter Anwendung der Folter begann er zu sprechen. Er bekannte sich zu seiner Tat, wollte

oder konnte aber keinen Grund dafür benennen, sondern sagte nur immer wieder, er habe es tun müssen. Am Mittwoch hatte man ihn dann ins Rasphuis eingewiesen, wo er auf seinen Prozess warten sollte. Auch hier war er sehr verschlossen gewesen.

Ich hatte zweimal vergebens versucht, mit ihm ins Gespräch zu kommen, und es schließlich aufgegeben. Der Hausvater entschied, dass Melchers abgesondert in seiner Zelle bleiben sollte. Sein seltsam entrückter Zustand ließ es nicht ratsam erscheinen, ihn an der Arbeit im Raspsaal zu beteiligen. Der Hausvater befürchtete wohl, Melchers könnte mit der zwölfblättrigen Säge in der Hand erneut gewalttätig werden.

Als wir in den Gang einbogen, der zu Melchers' Zelle führte, sah ich schon von Weitem, dass die Zellentür halb offenstand. Davor hatte Peeters eine schmucklose Schale mit Brei abgestellt, das Melchers zugedachte Essen. Ossel riss die schwere Tür mit einem Ruck ganz auf und starrte als erster in den kleinen Raum. Ich trat neben ihn und betrachtete das grausige Bild.

Während meiner zwei Jahre als Aufseher im Rasphuis hatte ich einiges gesehen, das einen empfindlicheren Magen als meinen in Aufruhr versetzt hätte, aber der Anblick Guysbert Melchers' stellte alles andere in den Schatten. Ich atmete tief durch und zwang mich, den Würge-reiz zu unterdrücken.

Von der imposanten Erscheinung, die der Blaufärber zu Lebzeiten abgegeben hatte, war nichts geblieben. Im Tod wirkte er jämmerlich. An seinen Handgelenken, aus denen Blut und Leben geströmt waren, hing das zerrissene Fleisch in Fetzen. Er lag auf der rechten Seite wie ein verendetes Tier, im Todeskampf zusammengekrümmt. Seine Augen waren unnatürlich weit aufgerissen, der Mund halb geöffnet und ringsum blutverschmiert. Blutig waren auch seine Zähne. Ich konnte nicht anders, ich musste an eine Bestie denken, an die blutigen Fänge eines Raubtiers.

»Wie hat er das bloß gemacht?«, fragte Arne Peeters und schüttelte ungläubig seinen kahlen Kopf. »Er hatte doch keine Waffe!«

»Siehst du denn die Zähne nicht?«, entgegnete Ossel mit ungewöhnlich rauher Stimme. Selbst den abgebrühten Zuchtmeister nahm der Anblick mit.

»Ja, seltsam, das viele Blut ...«

»Nicht seltsam, sondern abscheulich«, sagte Ossel und führte seinen rechten Unterarm zum Mund, als wollte er sich ins Handgelenk beißen. »So hat er es getan.«

Peeters schluckte heftig. »Dass ein Mensch zu so etwas fähig ist.«

»Ein Mann, der seine Frau und seine unschuldigen Kinder niedermetzelt, dürfte zu fast allem imstande sein«, erwiderte ich und schob mich an Ossel vorbei, um die Zelle zu betreten, weil

etwas an der hinteren Wand meine Aufmerksamkeit erregt hatte: ein undeutlicher Schatten, ein großes Viereck.

»Er muss große Angst vor seiner Bestrafung gehabt haben, dass er sich ihr auf diese Weise entzogen hat«, murmelte Peeters.

»Vielleicht hat er beschlossen, die Strafe selbst zu vollstrecken«, meinte ich.

»Oder er war ganz einfach nur verrückt«, sagte Ossel, der seine rechte Hand schwer auf meine Schulter legte und mich zu meiner Verwunderung davon abhielt, in die Zelle zu gehen.

»Arne, verständige bitte den Hausvater!«

»Ja, ist gut«, antwortete Peeters und machte sich eilig davon.

Ossel blickte ihm nach, und als Peeters den Gang verlassen hatte, sagte er: »Er braucht das nicht zu sehen.« Dabei zeigte er auf den großen Gegenstand, der an der rückwärtigen Zellenwand lehnte.

»Was ist das?«, fragte ich.

Ossel betrat den düsteren Raum, sorgsam darauf bedacht, nicht in die große Blutlache zu geraten, die Melchers' Leichnam umgab, griff hinter den Toten und zog ein Gemälde hervor, das in einen mit Schnitzereien verzierten Rahmen eingefasst war.

»Ein Bild?« Ich wunderte mich.

»Ja, ein Bild.«

Im Licht der beiden rußenden Lampen, die den Gang erhellten, betrachtete ich das Ölgemälde. Es zeigte unverkennbar den Toten, vermutlich im Kreis seiner Familie. Der Maler hatte einen zufriedenen Gysbert Melchers dargestellt, der an einem reichgedeckten Tisch saß. Neben ihm stand eine üppige, aber hübsche Frau, die ihm etwas in einen großen, silbern glänzenden Pokal goss. Ein Junge und zwei kleinere Mädchen standen links neben der Mutter und beobachteten die Eltern. »Melchers und seine Familie – seine Opfer«, sagte ich leise. »Richtig erkannt, Cornelis. Das Gemälde hing bis vor kurzem in seiner guten Stube.«

»Wie kommt es hierher?«

Ossel sah zu dem Toten. »Er hatte mich darum gebeten.«

»Ge-be-ten?«, wiederholte ich. »Aber Ossel ...«

»Jajaja, ich weiß, dass es untersagt ist, den Gefangenen irgendwelche häuslichen Dinge in die Zellen zu bringen. Aber der Blaufärber hat mich regelrecht angefleht. Und außerdem ...«

»Außerdem?«, hakte ich nach, als mein Freund zögerte.

»Außerdem sind zehn Gulden eine Menge Geld!«

»In der Tat. Erstaunlich!«

»Was? Dass Melchers so viel Geld dafür bezahlt, sein eigenes Bild bei sich zu haben? Vielleicht sollte es ihm Trost spenden. Oder er wollte sich mit dem ständigen Anblick derjenigen, die er auf dem Gewissen hat, selbst bestrafen. Mag sein, dass er es nicht länger ertrug, das Bild anzusehen, und sich deshalb umgebracht hat.«

»Möglich, Ossel. Aber erstaunlich finde ich etwas ganz anderes. Der Mann war überaus verstockt, nur unter der Folter hat er den Mund aufgemacht. Und zu dir hat er gesprochen?«

»Als ich ihm am Mittwochabend das Essen brachte, ja. Aber er hat mir nicht gesagt, weshalb er seine Frau und die Kinder getötet hat. Es ging ihm nur um dieses Bild. Er hat mich angefleht, zu seinem Haus zu gehen und seinen Gesellen Aert Tefsen um das Bild zu bitten. Tefsen würde mir das Geld geben, hat er gesagt. Und so war es.« Als eilige Schritte ertönten, zuckte Ossel zusammen. »Ich muss das Bild verstecken, Cornelis, bin gleich wieder da.«

Und schon war er um die nächste Ecke verschwunden. Kaum einer kannte sich im Rasphuis so gut aus wie er. Nur deshalb hatte es ihm auch gelingen können, das nicht gerade kleine Gemälde unbemerkt in Melchers' Zelle zu schmuggeln. Als Arne Peeters mit Rombertus Blankaart erschien, dem als Hausvater die Leitung des Rasphuis anvertraut war, stand Ossel denn auch schon wieder neben mir.

Blankaart, ein kleiner, drahtiger Mann, der immer ein wenig unsicher wirkte, steckte seinen Kopf in die Zelle des Blaufärbers – und zuckte zurück wie von einer unsichtbaren Faust getroffen. »Das – das darf nicht wahr sein«, sagte er und heftete seinen Blick auf den Zuchtmeister. »Wie konnte das geschehen?«

»Wir stehen auch vor einem Rätsel, Herr«, sagte Ossel.

»Aber wie soll ich das den Zuchthausverwaltern, den Bürgermeistern und dem Magistrat erklären?«, fragte Blankaart.

»Man kann es wohl nicht erklären«, sprang ich meinem Freund zur Seite. »Es ist ebenso unerklärlich wie Melchers' Untat. Vermutlich ist er ganz einfach wahnsinnig gewesen.«

»Ja, das muss es sein«, seufzte Blankaart und wirkte erleichtert, wenigstens den Hauch einer Erläuterung anbieten zu können. Ich hingegen fühlte mich seltsam bedrückt. Eine unheimliche Ahnung beschlich mich. Ich spürte, dass der Tod des Blaufärbers nicht so einfach abzutun war, und zugleich war ich mir nicht sicher, ob ich die Wahrheit überhaupt wissen wollte.